

Das Programm der Berliner Philharmoniker für die kommende Konzertsaison ist gestrig – so sehr, wie man es 2018 kaum für möglich gehalten hätte. Denn die nächste Saison wird überwiegend von Männern bestritten. Fast nur als Sängerinnen dürfen Frauen bei den Berliner Philharmonikern mal auf die große Bühne. Weil die Musikszene für die hohen Stimmen keine Kastraten mehr bereithält und nicht alles mit Countertenören bestritten werden kann, kommen die strikt konservativen Programmierer an Sopranistinnen nun mal nicht vorbei.

Das ist aber nicht alles: Nicht ein einziges Mal steht eine Dirigentin bei den Philharmonikern am Pult. Auch neue Musik von Frauen wird fast nicht gespielt. Ausgerechnet von den Berliner Philharmonikern, die so viel Wirbel um ihre Vorbildfunktion und die Nachwuchsförderung machen, würde man anders erwarten, zumal sie seit acht Monaten in Gestalt von Andrea Zietzschmann sogar eine weibliche Intendantin haben.

Dieser Spitzenbetrieb der deutschen Klassik ist keine Ausnahme. Nur wenig fortschrittlicher geht es in der Elbphilharmonie zu. Wir, das der Klassik geneigte Publikum, lassen uns in den großen Konzertsälen immer noch ganz überwiegend von Männern unterhalten. Und wir nehmen es kaum war. „Es gibt Entwicklungsbedarf“, gibt Intendantin Zietzschmann zu, „gerade bei der Präsenz von Dirigentinnen und Komponistinnen.“ Nur sieht es nicht so aus, als ob sich bei denen etwas täte. Immerhin: „In der übernächsten Saison werden Solistinnen eine größere Rolle spielen“, verspricht sie. Zahlmäßig sind Frauen in der klassischen Spitzenmusik bis heute Beiwerk, was garantiert nicht an ihnen selber liegt. Ihre Benachteiligung hat System.

Das war schon vor anderthalb Jahren einer Bestandsaufnahme des Deutschen Kulturrats zu entnehmen. Das Ergebnis der Analyse der vergangenen zwanzig Jahre zeigte für die klassische Musik vor allem eins: Sie hat ein Sexismusproblem. Und kriegt es nicht in den Griff. Olaf Zimmermann, Geschäftsführer des Kulturrats, sagt: „Patriarchale Strukturen haben sich tief in das Bild von künstlerischer Arbeit eingegraben.“ Der männliche Geniekult sei nie hinterfragt worden. Und er wird es bis heute nicht. Männer sind die Genies, Frauen die Musen. Die Programmierer beteuern seit Jahren, es habe sich schon viel getan. Statistisch ist das falsch. Die Klassikwelt war vor mehr als hundert Jahren schon mal weiter. In Wien waren zum Beispiel in der Saison 1908/1909 fast 40 Prozent der solistisch oder kammermusikalisch öffentlich auftretenden Musiker Frauen. Danach verschwanden die Frauen von den Bühnen.

Die Intendanten halten die Frauenfrage zumindest bei Solistinnen für obsolet und behaupten, hier herrsche Gleichbehandlung. Wieder zeigen aber die Zahlen, dass auch das nicht stimmt; man braucht nur die Konzertprogramme auszuwählen. Und Dirigentinnen seien für die großen Bühnen nicht gut genug. „Die Anzahl an Dirigentinnen ist leider viel geringer als bei den Männern und damit ist die Auswahl eingeschränkter“, sagt auch Zietzschmann.

Plausibel ist das nicht: Seit 25 Jahren studieren mehr Frauen Gesang und Instrumentalmusik als Männer. Seit 15 Jah-



Die Mexikanerin Alondra de la Parra gehört zu den Dirigentinnen, die sich einigermaßen behaupten können im männlichen Klassikbetrieb. Hier dirigiert sie das Orchester von Toulouse – weil der Chef verhindert ist.

Foto Picture Alliance

So sexistisch ist die Klassik

Wenn genügend Kastraten zur Verfügung stünden, bekämen Frauen noch nicht einmal Rollen als Sängerinnen: Im Klassikbetrieb hält sich besonders hartnäckig das Wahrnehmungsmuster, wonach weiblich bloß die Muse sei, männlich aber das Genie

ren sind 40 Prozent der Dirigenten- und 30 Prozent der Komponistenklassen weiblich. Nimmt man eine Normalverteilung des Talents an, dann bringen die Studiengänge prozentual gesehen genauso viele hervorragende, mittelmäßige und schlechte Musikerinnen wie Musiker hervor. Nur auf den großen Bühnen wird das nicht sichtbar – ein paar weiblichen Superstars wie etwa Martha Argerich, Barbara Hannigan, Hélène Grimaud oder Yuja Wang zum Trotz. Naturbedingte Verteilungsgesetzmäßigkeiten gelten hier offenbar nicht. Warum?

Die amerikanische Neurowissenschaftlerin Vivienne Ming hat jahrelang über dieses Phänomen geforscht. Allerdings nicht auf dem Feld der Schönen Künste, sondern auf dem der Wirtschaft. Nicht ohne Grund hebt sie es auf die Ebene der Wahrnehmung; immerhin hat sie zigtausendmal festgestellt, dass schon der männliche oder weibliche Vorname eines Start-up-Gründers oder einer Gründerin über die Chancen auf eine Finanzierung entscheidet. Unser Gehirn, erklärt sie, sei faul, wenn es entscheiden muss. Wenn ein Investor vor allem männliche Ingenieure erlebt hat, dann wird sein Gehirn bei der Beurteilung von Geschäftsmodellen darauf zurückgreifen und vor allem die Modelle der Männer gut beurteilen. Die Frauen verlor das Spiel schlicht und einfach aufgrund mieser Statistiken. Anders formuliert: Menschen sind voreingenommen – Männer und Frauen gleichermaßen, und sie sind sich dessen oft nicht bewusst.

Einen ganzen Roman über dieses Wahrnehmungsphänomen hat die amerikanische Bestsellerautorin Siri Hustvedt geschrieben und ihn „The Blazing World“ genannt. Er handelt von einer

künstlerisch hoch talentierten, aber erfolglosen Galeristengattin, die nach dem Tod ihres Mannes beschließt, ihre Karriere mit Hilfe von drei Männern neu zu starten. Hinter deren Masken ändert sich die Wahrnehmung ihrer Kunst um 180 Grad. Es gebe, hat Hustvedt dazu gesagt, die Wahrnehmungsrealität, dass Kunst sehr unterschiedlich bewertet werde, je nachdem, ob ein männlicher oder weiblicher Name dabeistehe. Auch sie weiß: Ungezahlte Studien haben das längst erwiesen. In der Musik ist das nicht anders. Nur will es da keiner glauben.

Die Folgen wiegen schwer: Wenn Frauen die großen Bühnen aufgrund offensichtlicher Voreingenommenheit nicht in gleichem Maße wie die Männer bekommen, dann werden sie das Spiel gegen die Statistik nie gewinnen. Eine Dauershow dieser verzerrten Wahrnehmung ist der sehr bedeutende, mit 250 000 Euro dotierte Ernst-von-Siemens-Musikpreis. In seiner 45-jährigen Geschichte wurde er nur an Männer vergeben – bis auf eine einzige Ausnahme: 2008 erhielt ihn Anne-Sophie Mutter. Die Stiftung hat sich vier Frauen ins Kuratorium geholt, darunter Intendantin Zietzschmann und ihre Kollegin von der Zürcher Tonhalle, Ilona Schmiel. Etwas verändern konnten oder wollten sie bisher nicht. Anfang Mai wurde wieder ein Mann prämiert und der Sphäre des Halbsichtbaren entzogen. Der Preis ging an Beat Furrer, der selbst mal im Kuratorium saß. Mit den Frauen haben sie es nicht so. „Es besteht eine Scheu, sich dem Quotendruck zu beugen“, heißt es bei der Stiftung. Jedes Mal werde sehr ernsthaft um weibliche Preisträger erungen. Nur habe es bisher eben leider keine

Frau in die Topliga der Männer geschafft. An kuriosen Argumenten ist noch anderes zu hören. Zum Beispiel, Frauen, die Kinder bekämen, hätten Probleme, die Qualität zu halten. Gemeint sind hier vor allem Komponistinnen. „Das Kuratorium behält sich vor, den Preis rein nach künstlerischen Kriterien zu vergeben.“

Vielleicht sollte sie mal einen hochdotierten Komponistenwettbewerb aus schreiben, bei dem die Einreichungen anonymisiert sind. So wie der Vorhang für Probespiele bei Orchestern, den man in Amerika mal eingeführt hat, um das Problem der Hautfarbe auszuschalten. Der Kniff offenbarte Erstaunliches. Er brachte die Frauen in die Orchester und machte die Klangkörper noch besser. Nicht, weil Frauen besser spielten, sondern weil sich die Grundgesamtheit der Talente stark vergrößerte.

Qualität kann man nicht wie eine Wegstrecke in Metern messen, sagt die Wiener Musikhistorikerin Melanie Unseld. Eine Beethoven-Sinfonie hat eben nicht einen Wert von 80 und eine von Mozart 70 oder 80. Komponiert ein Furrer besser als die grandiose Sofia Gubaidulina? Unseld hat sich immer wieder mit Frauen in der Musik befasst und damit, wie sie wahrgenommen werden. „Es gibt Mechanismen, die nahelegen, dass die Frage der Qualität geschlechtsspezifisch nicht neutral ist“, sagt sie. Denn sie werde mit ästhetischen Kriterien beantwortet, die seit Jahrhunderten in (Denk-)Strukturen entwickelt würden, in denen Männer das Sagen haben.

„Was lernt eine Klavierschülerin für Stücke?“, fragt sie: Sicher nur in Ausnahmefällen die von Fanny Hensel. Und: Was wird sie wohl an der Musikhochschule lernen?

Das Geschlecht vernebelt die Wahrnehmung von Qualität derart, dass sich nicht wenige zu der Annahme versteigen, Frauen könnten gar nicht dirigieren. Jahrzehnte geht das schon so. Was hat man Musikerinnen nicht alles zugeschrieben? Intonationsschwierigkeiten und Taktunsicherheit zum Beispiel – ein Todesurteil in der Spitzenmusik, Mängel in der Technik des Tonsatzes, der eine Grundvoraussetzung fürs Komponieren ist. Inzwischen wurde die fachliche Ebene verlassen: Frauen könnten keine männliche Musik wie die von Bruckner oder Strawinsky dirigieren; oder sie verströmen am Pult zu viel sexuelle Energie – die in ihrer Konzentration beeinträchtigt Musiker würden unter ihnen deshalb schlechter spielen. Es geht auch ganz ohne Begründung: Frauen am Pult? „Just not my cup of tea“, sagte der umjubelte lettische Dirigent Mariss Jansons vor ein paar Monaten. Die Empörung folgte auf dem Fuß, der arme Kerl, sicher kein Frauenfeind, ruderte kleinlaut zurück, um sich dann zu dem sehr wahren Satz hinreißen zu lassen, er komme eben aus einer anderen Zeit. Richtig – Jansons kommt aus der Welt von gestern – zumindest in der Frauenfrage.

Und er kommt da nicht heraus. So wie wir alle da nicht herauskommen, wenn es um die Schönen Künste geht. Jansons Gehirn spielt ihm den gleichen Statistikstreich, wie unseres ihn uns spielen lässt: Er sah und sieht vor allem Männer auf der großen Bühne, und deswegen ist für ihn ganz klar, dass sie es besser können.

Wird sich das irgendwann mal ändern?

Nur, wenn die Männer mitziehen, meint Tonhallen-Chefin Ilona Schmiel, die zwar kommende Saison ihrem Publikum keine Dirigentin bietet, dafür allerdings vergleichsweise stark auf Solistinnen setzt. „Die Chefdirigenten müssen ihrerseits auf herausragenden Dirigentinnen bestehen und diese engagieren wollen.“ Es sei schließlich auch entscheidend, „wer von wem entdeckt und gepusht wird“. Alexander Steinbeis, seit mehr als einem Jahrzehnt Direktor des Deutschen Symphonie-Orchesters Berlin, das sich mit den Berliner Philharmonikern den Scharoun-Bau teilt, bietet in der kommenden Saison neben etlichen Solistinnen immerhin drei Dirigentinnen die große Bühne. „Ich hätte gerne mehr“, sagt er, am liebsten solche, denen ein exzellenter Ruf und viel Erfahrung auf den großen Bühnen vorausliefe. Wie aber sollen es mehr werden, wenn sich nur wenige berühmte Orchester ihnen für einen Abend anvertrauen? Hier beißt sich die Katze in den Schwanz, das weiß auch er.

Derweil hat Kulturstaaatsministerin Monika Grütters ein weiteres Mentoring-Programm für junge Frauen in Kunst und Kultur initiiert. Die Siemens-Stiftung will sich jetzt auch noch mehr um Frauen kümmern, sagt sie, Jansons vor allem um junge Dirigentinnen. Die Crux daran ist: Förderprogramme nähren die alten Wahrnehmungsmuster, dass Frauen immer noch Hilfe brauchen, weil sie nicht gut genug sind. Dabei liegt es garantiert nicht an der Qualität der Musikerinnen, dass in der Klassikbranche die Männer den Ton angeben. Im Jahr 2018 gehören Frauen an die Pulte, und sie gehören prämiert. Ihre Musik gehört gespielt. Nicht Förderung, sondern Anerkennung ist die Lösung – es könnte so einfach sein. INGE KLÖPPER

Der atonale Klang der Heimat

Meine Heimat ist mein Bett!“ Der kongolesische Autor Fiston Mwanza Mujila strahlte, als er auf dem Berliner Poesiefestival kürzlich diese Erklärung abgab. Er trat gemeinsam mit der deutsch-iranischen Jazzsängerin Cymin Samawatie auf einer Veranstaltung auf, die den Titel „Heimat, Heimat“ trug. Samawatie ist eine Tochter iranischer Einwanderer und wurde in Deutschland geboren; Mwanza Mujila wohnt mittlerweile in Graz, besucht aber jedes Jahr den Kongo. Es wurde eine Mischung aus Jazz und atonaler Musik gespielt, die Sprachen wechselten zwischen Persisch, Türkisch, Französisch und Deutsch. Die Texte reichten von alten persischen Dichtungen von Rumi und Hafis bis hin zu modernen Texten des türkischen Lyrikers Nazim Hikmet. Die Art Heimat, die die beiden Künstler da präsentierten, hatte etwas sehr Spielerisches. „Erst in der Fremde kann ich von der Heimat phantasieren“, sagte Mwanza Mujila. Er machte den Eindruck, als wäre er ganz zufrieden damit.

Während da eine neue Heimat zwischen vielsprachigen Worten und abstrakten Klängen gesucht wurde, kämpften viele andere um die gute alte geografische Heimat. Vor kurzem kursierte in den sozialen Netzwerken ein Foto von einer Mauer in Aleppo, auf die in arabischen Lettern gekritzelt war: „Die Heimat ist kein Hotel, das man verlässt, wenn die Bedienung schlecht ist. Wir bleiben hier.“



Ausschnitt einer Illustration von Kat Menschik

Heimat ist anscheinend eine sehr instabile Größe. Von denjenigen, die gingen, möchten immer etliche wieder zurück. Von den Gebliebenen wollen einige stattdessen doch weg. Diejenigen, die ihre Heimat hinter sich lassen wollten, beschäftigen sich außerhalb der Heimat dann oft ständig mit ihr. Für die aber, die nichts Wesentlicheres als ihre Heimat hatten, verliert die Heimat auf einmal an Bedeutung, wie der Glaube an den Weihnachtsmann. Die Heimat lässt sich von der Nationalität unterscheiden. Während die Nationalität einen aktuellen Status angibt, ist die Heimat mehr eine Sache der Vergangenheit. Das eine hat eher mit der Bürokratie zu tun, das andere mit Nostalgie und Erinnerung. Und wie die Vergangenheit kann auch die Heimat plötzlich eine gewaltige Kraft bekommen, etwas aus der Tiefe der Erinnerung herauszuholen, auch wenn man Tausende Kilometer von ihr entfernt ist. Man kann die Heimat also verlassen, aber die Heimat verlässt einen nicht.

Und wie auf die Vergangenheit kann man auf seine Heimat stolz sein oder sich ihrer schämen. Auch das ist ein instabiler Zustand. Die Verkäufer in Istanbul stehen oft vor ihren Läden und fragen die Touristen, woher sie kommen. Antwortete man vor zehn Jahren beispielsweise, aus Iran, riefen sie dann sofort laut: „Ahmadineschad!“

Manche Iraner nennen sich also lieber Perser, weil die Vergangenheit an-

geblich prächtiger war. So versucht man, eher in der Geschichte beheimatet zu sein. Manche jedoch, die mit der Vergangenheit, mit der Geschichte also, nicht so zufrieden sind, werden auch dem Begriff Heimat gegenüber gleichgültig. Oder man zeigt sich von der Vielfalt begeistert. In Deutschland zum Beispiel ist heute oft von Vielfalt die Rede, gleich ob man von ihr überzeugt ist oder nicht. Die deutsche Nationalmannschaft ist bunt.

In der postkolonialistischen Terminologie nennt man das „kulturelle Hybridität“. Laut dem indischen Theoretiker Homi K. Bhabha sind die Einwanderer, ihre Nachkommen, die Exilanten und die Menschen, die an den Grenzen wohnen, kulturelle Hybride, die weder an ihrem Herkunftsort noch an ihrem Zielort ganz zu Hause sind. Sie gehören zu einem „dritten Raum“, in dem es nichts Stabiles gibt, wo aber interkulturelle Kommunikation möglich ist. Dieser dritte Raum ist nichts Physisches, er ist dynamisch und performativ. Hier wird der Begriff Heimat ständig neu interpretiert und verstanden. Erst in einem solchen Raum kann man von einer neuen, einer zweiten, kosmopolitischen Heimat oder aber von Heimatlosigkeit reden.

Die Berliner Heimat-Performance erreichte ihren Höhepunkt, als ein Text des palästinensischen Dichters Mahmud Darwish vorgetragen wurde. Der kongolesische Autor schrie auf Deutsch: „Die Violinen weinen über die Araber,

die aus Andalusien fliehen.“ Das wurde von der deutsch-iranischen Sängerin gejazzt, dazu erzeugten ein Saxophon, ein Schlagzeug und ein Kontrabass diverse atonale Klänge. Das Ganze hörte

sich tatsächlich nach einem Weinen an, das aber zugleich ein Jubelschrei der Vielfalt war. Hätte der dritte Raum einen Ton, wäre es wohl dieser.

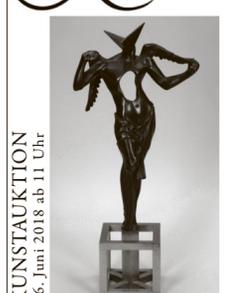
BAHAREH EBRAHIMI

Kunstmarkt

Bücher kauft bundesweit
wissenschaftlich oder bibliophil
Antiquariat Bulang ☎06466/8996108

VAN HAM
Kunstauktionen | www.van-ham.com

Kastern



BESICHTIGUNG
Sa. 9.6. 10-17 Uhr, So. 10.6. 11-17 Uhr
Mo. 11.6. - Fr. 15.6. 10-18 Uhr
Online-Katalog: www.kastern.de
Baringstraße 8 · 30159 Hannover
T. 0511-851085 · info@kastern.de

Kaufe
Warhol, Wesselmann, Richter,
Haring, Lichtenstein.
Tel. 01728122052

Orientpeppiche vor 1930 kauft:
Dipl.-Ing. H. Jonas
☎ 03 41 / 6 99 128
E-Mail: helmut-jonas@arcor.de

UHRMACHERMEISTER BUSE
Kaufte alte ROLEX · PATEK u. 2. WK-Uhren
D-55116 Mainz · Heidebergerfaßgasse 8
www.fliegeruhren-buse.de · ☎ 06131-234015

Afrikan. Kunst, Dogonreiter, 1,24 m Hoch,
Baga Schultermaske, gute Baulemasken zu
verkaufen. Zuschriften erbeten unter
504862 · F.A.Z. · 60267 Ffm.

OSWALD ACHENBACH
Ölgem. auf Leinw. IM PARK EINER
RÖMISCHEN VILLA, 120 x 152 cm,
Or. Ra., Sig.-Dat. 1889, abzug.
Zuschriften erbeten unter 504908 ·
F.A.Z. · 60267 Ffm.